

Auszug aus einem Gespräch zwischen Rodolfo Walsh und Ricardo Piglia

Januar 1973

Etwas anderes, das mich interessiert, ganz allgemein, ist die Form des fragmentarischen Romans wie du ihn schreibst. Es ist ein Roman, der sich aus nicht kontinuierlichen Texten zusammensetzt; es ist der Leser, der die verschiedenen Momente zusammenfügt, die dann zu einer Geschichte werden. Gleichzeitig gibt es eine spezielle narrative Struktur, die immer um eine kurze Handlung herumgebaut ist. Auch längere Berichte sind auf kleine Situationen begründet. Ich weiß nicht, ob du darüber nachgedacht hast.

Doch, ich habe mir dazu schon viele widersprüchliche Gedanken gemacht, je nach Gemütszustand oder Lebensphase. Die größte Herausforderung, der sich ein Schriftsteller immer wieder stellen muss, ist der Roman. Ich weiß nicht genau, woher das kommt, warum es da diese Erwartungshaltung gibt und ob der Roman überhaupt die höchste literarische Form ist; bis zu einem gewissen Punkt ist er ja eine erhabene Kunstform. Es gibt aber auch Ausnahmen: von Borges würde zum Beispiel auch niemand einen Roman verlangen. Auf der anderen Seite führt uns das zu einem viel grundsätzlicheren Problem, das man untersuchen müsste, das heißt, ich habe mir in dieser Hinsicht noch keine Meinung gebildet. Man müsste näher anschauen, bis zu welchem Punkt die Erzählung, die Dichtung und der Roman nicht literarische Gattungen sind, die einer bestimmten sozialen Schicht in einem bestimmten Entwicklungszustand entsprechen. In diesem Sinn, und nur in diesem Sinn, ist es möglich, dass die »Kunst der Fiktion« dabei ist, sich ihrem glanzvollen Ende zu nähern, glanzvoll wie alle Enden, denn es ist möglich, dass eine neue Art von Gesellschaft und neue Arten der Produktion auch eine neue Form von Kunst, eine mehr dokumentarische Kunst, nötig machen, eine Kunst, die sich mehr am Beweisbaren orientiert. Als das Buch »Wer erschoss Rosendo G.« erschien, hat mich ein Journalist gefragt, warum ich daraus nicht einen Roman gemacht hätte. Er fand, dass sich das Thema vorzüglich für einen Roman eignete. Dahinter steckte offensichtlich die Annahme, dass ein Roman zu diesem Thema besser ist oder höher zu bewerten ist als eine Anklageschrift zu diesem Thema. Ich glaube, dass diese Sichtweise eine typisch bürgerliche Sichtweise ist, denn es ist offensichtlich, dass eine Anklageschrift harmlos wird, wenn sie in einen Roman verwandelt wird, sie stört so niemanden mehr, durch die Verwandlung in Kunst wird sie erhaben. In meinem Fall ist es nun offensichtlich, dass ich mit dieser bürgerlichen Vorstellung von verschiedenen Kunst-Kategorien aufgewachsen bin und es fällt mir schwer, mich davon zu überzeugen, dass der Roman im Grunde keine überlegene künstlerische Form ist; man strebt bei einem Roman immer an, ihm genügend Zeit widmen zu können, man geht also automatisch davon aus, dass man für einen Roman mehr Zeit, mehr Aufmerksamkeit und mehr Sorgfalt benötigt als etwa für eine journalistische Anklageschrift, die man in einem Zug niederschreibt. Ich denke, der Roman ist

eine machtvolle Form, aber gleichzeitig denke ich auch, dass jüngere Leute, die in anderen Gesellschaften aufwachsen, in nicht-kapitalistischen Gesellschaften, oder Gesellschaften, die sich im Revolutionsprozess befinden, dass diese jungen Leute weniger Mühe damit haben, Erlebnisberichten und Anklageschriften den gleichen Wert zuzugestehen und verstehen, dass diese den gleichen Arbeitsaufwand und die gleiche Anstrengung verdienen wie fiktive Werke.

Ich denke aber, dass dieser Wandel nicht nur mit der persönlichen Bereitwilligkeit der Autoren zu tun hat, sondern auch mit dem momentan in Argentinien herrschenden Klassenkampf. Ich möchte dir sagen: Es ist kein Zufall, dass wir diese Diskussion jetzt, ein Jahr nach der Arbeiter- und Studentenrevolte in Córdoba, führen. Die Mobilisierung der Massen konfrontiert die Intellektuellen immer wieder mit der Frage, was ihre Möglichkeiten sind, wie sie Einfluss nehmen können, wie sie am Kampf des Volkes teilnehmen können.

Das stimmt, in diesem Sinn haben wir als Schriftsteller von Fiktion unter allen Schriftstellern und Intellektuellen eine Nachhut-Stellung besetzt. Das trifft aber zum Beispiel auf die Essayisten nicht ganz zu, denn Leute wie Raúl Scalabrini Ortiz waren in den vierziger Jahren zweifellos auch schon Schriftsteller, gehörten aber zur Avantgarde. (...)

Der Handlungsspielraum und die Reaktionsfähigkeit in Bezug auf politische Prozesse sind bei Studenten viel größer als bei Schriftstellern. Der Student reagiert direkt, wenn es einen politischen Richtungswechsel gibt, während der Schriftsteller erst ein Buch schreiben muss. Das ist schwieriger, als Steine zu werfen. Das macht die Reaktion schwieriger und verleiht ihr mehr Ernsthaftigkeit. Ich glaube daher nicht, dass es eine Verspätung im eigentlichen Sinne gibt, sondern, dass der Prozess für uns Schriftsteller, die wir mit dem Konzept des bürgerlichen Romans aufgewachsen sind, diesem Roman, den man seit dem fünfzehnten Lebensjahr schreiben wollte, schwieriger ist. Aber diese Art Roman bringt in Wirklichkeit überhaupt nichts, man muss andere Dinge schreiben.

Man muss sich also gleichzeitig auch mit der Vorstellung von Literatur auseinandersetzen.

Oder ihr zumindest ein bisschen den erhabenen Anstrich nehmen, denn der Westen hat ein monströses Bild des Schriftstellers geschaffen (...): Das sind Heilige. Um ihnen nun diesen Heiligenschein wegzunehmen, musst du alles infrage stellen, um so die Nützlichkeit ihres Tuns zu erhöhen und vor allem um sie mit ihrer eigenen Ambiguität zu konfrontieren. (...) Du siehst, aus rechter Sicht ist es kein Problem, weiterhin Literatur zu produzieren. Kein Schriftsteller rechter Gesinnung fragt sich, ob er anstatt zu schreiben nicht lieber der „Legión Cívica“ beitreten

sollte. Dieses Problem stellt sich nur auf dieser Seite, also muss man darüber sprechen. Es gibt ein Dilemma. Es ist aber nicht die Aufgabe für einen Einzelnen, es ist die Aufgabe für viele Leute, für eine ganze oder eine halbe Generation, den Roman wieder in ein subversives Vehikel zu verwandeln, wenn er das denn überhaupt jemals war. Seit den Anfängen der Bourgeoisie hat die Literatur eine wichtige subversive Rolle gespielt. Das ist heute nicht mehr der Fall, aber es müssen viele Wege existieren, die Literatur wieder dorthin zurückzuführen, man muss diese Wege nur finden. Die Existenz des Romanschriftstellers wäre dann wieder gerechtfertigt, wenn sich zeigen würde, dass seine Bücher etwas verändern, Umstürze auslösen. Wenn man nun aber gar keinen Kontakt zu den politischen Geschehnissen hat, weder direkt noch indirekt, dann verschwindet man hinter dieser bürgerlichen Vorstellung von Literatur. Dann ist man ein Unwissender, der mit diesen anderen Männlein darum wetteifert, wer das schönste Bildchen macht. Aber eigentlich ist es einem total egal, gerade weil man ja nur mit diesen Männlein wetteifert...

Das geht so weiter, bis man merkt, dass man eine Waffe hat: Die Schreibmaschine. Je nach dem, wie man sie benützt ist sie ein Fächer oder eine Pistole, und man kann mit der Schreibmaschine greifbare Resultate erzielen. Ich beziehe mich hier nicht auf spektakuläre Resultate wie im Fall von Rosendo, denn das passiert sehr selten und niemand kann sich das als Ziel setzen. Ich habe mir das auch nicht als Ziel gesetzt. Aber mit jeder Schreibmaschine und jedem Blatt Papier kann man Menschen bis zu einem nicht vorhersehbaren Grad bewegen. Daran habe ich nicht den geringsten Zweifel.

Die Übersetzung basiert auf einem Auszug aus: Sylvia Sáitta und Luis Alberto Romero, Grandes entrevistas de la Historia Argentina (1879-1988), Buenos Aires, Punto de Lectura, 2002.